

# Buchbesprechungen

Jochen Hörisch

Des Lesens Überfluß

Eine fragmentarisch-romantische Bücherrevue

Die Zeit der (Zwischen-)Bilanzen (wie sollte es Schlußbilanzen geben?) scheint auch für die Romantikforschung gekommen. Nach Uerlings monumentaler Rekonstruktion der Novalis-Forschung liegt nun ein von Helmut Schanze herausgegebenes, 800 engbedruckte Seiten umfassendes *Romantik-Handbuch* (Stuttgart: Kröner 1994) vor. „Schon der Begriff eines *Romantik-Handbuchs* ist ein Widerspruch in sich“, vermerkt dazu nicht etwa der Rezensent, sondern der Herausgeber (S. 10). Recht hat er. Nun haben grade die (frühen) Romantiker begriffen, daß es ein heikles Unterfangen ist, Widersprüche à tout prix vermeiden zu wollen: sie neigen eben dann, wenn man sie im Namen von Identität bekämpft, zur destruktiven Vermehrung. Ein- und Widersprüche selbst gegen Unternehmen, die wissen, daß sie sich in Widersprüche verwickeln, sind auch angesichts dieses Handbuchs vielfach geboten – so z. B. gegen die instruktive, aber auch abenteuerliche Zusammenstellung der „romantischen Lebensläufe“ von Dichtern, Philosophen, Malern und Musikern, die den Band beschließt. Die um Be-

achtung der Frauenquote verdienstvoll bemühte Rubrik läßt Clara Schumann Gerechtigkeit widerfahren, kennt und nennt aber nicht einmal den Namen Franz Schubert; sie listet das Werk Johann Michael Sailers auf gleich dreieinhalb engbedruckten Seiten akribisch auf und führt Hegels romantischen (!?) Lebenslauf auf einer halben Seite an (Textprobe zu Hegels Berner Zeit: „Beschäftigung mit Gibbon, Montesquieu, Hume, Thukydides und Auseinandersetzung mit seinem Theologiestudium“ – wie gut war der Wein, den sich der Verf. dieses Artikels im Vorgriff auf sein Zeilenhonorar zuführte?).

Daß man knapp bemessenen Handbuchplatz auch besser nutzen kann, demonstrieren z.T. vorzügliche gelehrte und durchaus auch romantischen Witz verratende Einzelartikel (u.a. zu den Phasen der Romantik, zu einzelnen Gattungen, zur romantischen Konzeption von Symbol und Allegorie, zum Projekt einer neuen Mythologie, zur politischen Romantik, zur Philosophie der Romantik, zur romantischen Psychologie und Theologie). Sie sorgen dafür, daß dieses Handbuch

seinem unmöglichen Anspruch gerecht wird: es scheitert (um den Komplimentcharakter dieser Wendung zu akzentuieren sei hinzugefügt: es scheitert wie Novalis) auf hohem Niveau bei dem Versuch, romantische Denkfiguren zu enzyklopädisieren. Das Handbuch der Romantik ist kein romantisches, sondern ein aufgeklärt-melancholisch-pragmatisch-nützlich Handbuch, das Überblick verspricht und sich dabei nur selten verspricht.

Ein Papagei verspricht nichts und verspricht sich nie. Da er fliegen kann, gewinnt er schnell einen gewissen Überblick. So vermag er zu beobachten und zu kommentieren, was sich dem Blick weniger exotischer Beobachter nicht empfiehlt. Weil er aber aufgrund seiner Bunttheit und Mitteilungslust selbst ständiges Objekt der Beobachtung ist, kann er dennoch nicht die gottgleiche Position des unbeobachteten Letztbeobachters einnehmen. Diese und weitere Charakteristika (zu nennen sind nicht zuletzt die militärisch-partisanenhaften Qualitäten des Tieres) disponieren den Papagei zum so obskuren wie bevorzugten Objekt romantischer Darstellungsbegierde. Wie der Papagei aus dem Physiologus entflo, über Zwischenstationen in mittelalterlicher, barocker und aufklärerischer Literatur in den Texten von E.T.A. Hoffmann, Clemens Brentano, Jean Paul und anderen heimisch wurde und dennoch nicht recht weiß, ob er, der Exot in aufgeklärten Gefilden, das buchstäbliche *zoon logon echon*, nun als „Roter Ritter“ oder als „epigonaler Possenreißer“ seine Identität gewin-

nen soll, erzählt die gelehrte und geistreiche, zwischen Anthologie und Historiographie geschickt vermittelnde Abhandlung von Klaus Lindemann: *Der Papagei – Seine Geschichte in der Deutschen Literatur*. Bonn: Bouvier 1994.

Klaus Lindemanns Abhandlung demonstriert wieder einmal die Produktivität themen-, motiv- und stoff-, realien- oder problemzentrierter Untersuchungen. Gäbe es doch mehr literaturwissenschaftliche Handbücher, die uns nicht nur über Gattungen, Epochen und Autoren daten, sondern auch über Papageien, Lindenbäume, Ruinen, Marmorbilder, Doppelgänger, Findlinge, Dachböden, Kutschfahrten, Gasthöfe, Wechselstuben, Schreibgeräte und und und informierten: alles Gerede über die Irrelevanz literaturwissenschaftlichen Tuns müßte verstummen. Einer der erfolgreichsten Streiter für eine Literaturwissenschaft, die nicht die Lust an Primärtexten austreiben, sondern die das in literarischen Texten angesammelte Wissen freilegen will, hat seine verstreuten Schriften aus den letzten Jahren versammelt: *Hans Robert Jauss: Wege des Verstehens*. München: Fink 1994. Es ist seltsam: der Methodiker H.R. Jauss, der in einer einleitenden „kleinen Apologie der literarischen Hermeneutik“ wacker angestammtes und wohlarrondiertes Terrain gegen dekonstruktive, antihermeneutische und postmoderne Infiltrationen verteidigt, liegt im Streit mit dem gelehrten Verfasser glanzvoller und hochinstruktiver Abhandlungen z. B. über den Spruch „*Tout comprendre, c'est tout pardonner*“ oder über die

Geschichte des Genres ‚Religionsgespräch‘. Beide Studien zeigen unfreiwillig, was der Methodiker nicht konzедieren kann: daß die Wege des Verstehens anderen Bahnen folgen als die Diskurse (discurrere), denen sie gelten. Religionsdisputen ist hermeneutisch so wenig beizukommen wie dem Namen Gottes – oder dem vollendeten wechselseitigen Verständnis, mit dem sich die Eheleute in *Who's Afraid of Virginia Woolf*, virtuos in ein Überlieferungsgeschehen einrückend, in jedem Wortsinne fertig machen und mit dem die hermeneutisch sich (miß-) verstehende Studie mutig schließt. Tout/s comprendre, c'est tout/s violer.

Diskurse funktionieren in aller Regel anders, als diejenigen es wollten, die sie in die Welt schickten. Sie zeitigen Effekte. In einigen wenigen Ausnahmefällen gelingt es sogar, Herr dieser diskursiven Effekte zu sein und eine Zeitlang zu bleiben. Daß dieses Projekt beim Ausnahmedeutschen Goethe ausnahmsweise gelang: das ist die These des frechen, witzigen, hell-sichtigen, diskursanalytischen und gut übersetzten Buches von Avital Ronell: *Der Goethe-Effekt / Goethe-Eckermann-Freud*, übers. U. Dinkelsbühler, hg. von F.A. Kittler. München: Fink 1994. Eckermann war Goethes ergebenster Sohn und – nach einem bösen Wort Heinrich Heines – zugleich „Goethes Papagei“. Wer Goethe, Eckermann und Freud so gründlich gelesen hat wie Avital Ronnell, kann die Wahrheit von Papageien-Lauten nicht verkennen. Papagei / Papa-gei (s.o.). Eckermann hielt sich zeitlebens in seinem Arbeitszimmer Vögel, die

ihm so nachhallten und -lallten wie er Goethe. Der parasitäre Sohnes-Sekretär, der als Papagei das Vaterdiktat verwaltet und Goethe in kaum mehr latent zu nennender Aggressivität als den Parasit des Parasiten überführt ... Abgründe tun sich auf. Abgründe, wie sie der Goethe-Bewunderer und Goethepreisträger Freud analysiert hat, der anders als Eckermann kein Diskursverwalter, sondern ein Diskursbegründer war. Man wird von seinem Vater eben nicht umsonst auf den Namen Sig-mund getauft. Und man geht, spricht und schreibt als Goethebewunderer nicht ungestraft über Goethe hinaus. Freud erkrankt tödlich an eben jenem Kieferknochen, den Goethe entdeckte ... Rezeptionsgeschichte als Provokation der Hermeneutik. Beziehungswahn? Was sonst? Ist eine anspruchsvolle Definition von schrecklich-schöner Literatur zu gewinnen, die ohne das explicans Beziehungswahn auskäme? Ein Beziehungsgeflecht besonderer Art hat eine brillante Studie zur Sprachphilosophie Humboldts bloßgelegt: *Helmut Müller-Sievers: Epigenesis – Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*. Paderborn/ München/ Wien/ Zürich: Schöningh 1994. Humboldts Sprachphilosophie, so die leitende These, knüpft an die lebhaft interdisziplinäre Epigenesis-Diskussion am Ende des 18. Jahrhunderts an. An jene Diskussion also, die in Absetzung von der Präformationslehre davon ausgeht, daß das Gezeugte nicht im Zeugenden angelegt sei, sondern vielmehr aus unorganisiertem (nicht präformierendem) „Zeu-

gungsstoff“ dank einer bildenden Kraft zu einem unverwechselbaren Individuum geformt werde. Daß die Absage an das deterministische Präformationsmodell nicht per se schon eine Option für individuelle Freiheit bedeutet, zeigt die durchweg sexistische Semantik der Humboldtschen Sprachtheorie. Sie geht davon aus, daß freies männliches Sprechen mit weiblichem Sprachmaterial epigenetisch Sinn erzeugt. Humboldts S/M-Sonette werden dann, ihrer „grausamen Zeichensetzung“ (164) zum Trotz, als lyrischer Klartext auf eine verrätselte Sprachtheorie lesbar: „Komm, dass, Weib, ich dich umfah' aufs Neue, / froh mir eines Erben Samen streue, / und die vielen Töchter dir verzeihe!“

Wer es nach der Lektüre der so genauen wie dekonstruktiven Goethe- und Humboldt-Lektüren von Avital Ronnell und Helmut Müller-Sievers vorzieht, wieder katholisch zu werden, ist bei *Sanne Elisa Grunnet: Die Bewußtseinstheorie Friedrich Schlegels*. Paderborn/München/ Wien/ Zürich: *Schöningh* 1994 gut aufgehoben. „Die wahre Freiheit ist nur in der Liebe möglich“: Dieser Satz aus Friedrich Schlegels Kölner Vorlesung könnte, so die Verf., als „Motto für das gesamte Werk Schlegels“ (171) dienen und auch unschuldig gelesen werden. Nicht unschuldig durchgeblättert, sondern anderslautenden Gerüchten zum Trotz mit großer Aufmerksamkeit gelesen hat Goethe im Winter 1790/91 große Auszüge aus Kants erster und dritter Kritik. Das zeigt akribisch, eindringlich und klug kommentierend *Geza von Molnár: Goethes Kantstudien – Eine Zusammenstellung nach Eintragungen in seinen Handexemplaren der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ und der ‚Kritik der Urteilskraft‘*. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger 1994.

Eine musterhafte, (seit und trotz Vorländer) längst überfällige Studie. Von Molnár hat die Seiten in Goethes Exemplaren der Kantischen Hauptwerke vollständig faksimiliert, die Anstreichungen, Korrekturen (so korrigiert Goethe z. B. „generische Proformation“ bei Kant in „Präformation“ – s.S. 350) und Marginalien von Goethes Hand aufweisen. Und das sind bemerkenswert viele bzw. weitreichende. Nun können wir sinnlich gewiß nachvollziehen, daß Goethe die Überschriften der Paragraphen 18 und 19 der KrV („Was objective Einheit des Selbstbewußtseyns sey“ und: „Die logische Form aller Urtheile besteht in der objectiven Einheit der Apperzeption der darin enthaltenen Begriffe“) mit einem Fragezeichen versah und also nichts geringeres als das Kernstück der kantischen Philosophie: die transzendente Deduktion, verwarf.

„Gefühl von Menschen Würde objectivirt = Gott“ – so lautet Goethes prägnante, über einen ganzen Seitenrand ausgebreitete Marginalie zum § 86 der KdU („Von der Ethiktheologie“). Von Molnár charakterisiert diese Goethe-Formel gewiß angemessen als „vorbildliche Zusammenfassung der Zeilen, in denen Kant die moralische Gefühlsbezogenheit zum Göttlichen erläutert“ (155). Der Kant-Leser Goethe faßt zusammen und verschiebt; Goethes prägnante

(und umkehrbare!) Gleichung könnte so hintersinnig eben nicht aus Kants Feder fließen. Denn sie verschiebt, indem sie zusammenfaßt, Kants Philosophem ins Psychologische. Klassische und romantische Literaten haben um 1800 und also in idealistischen Hochzeiten die Psychologie als philosophie maudite neuentdeckt. Als unabschließbare Prologomena zu einer Kritik der unreinen und der gutwilligen Vernunft (Kants zweite Kritik hat Goethe kaum interessiert) sind auch die Werke Ludwig Tiecks lesbar. Kein anderer unter den romantischen Autoren ist bislang editorisch so schlecht behandelt worden wie Tieck, der doch einer der lesbarsten und wirkungsmächtigsten unter ihnen ist.

Die Tieck-Ausgabe im Deutschen Klassiker Verlag verspricht Abhilfe für die Romantik-Forschung und romantisch blaue Lesebände in bester handwerklicher Qualität für die LiebhaberInnen. Zu einem Drittel liegt die auf 12 Bände konzipierte Ausgabe mittlerweile vor, ein fünfter (und, *horribile dictu*: vorläufig letzter) Band soll im Frühjahr 1995 folgen.

*Bd. 1, hg. Achim Hölter: Schriften 1789-1794. 1991 (1282 S.)*

*Bd. 6, hg. Manfred Frank: Phantasmus. 1985 (1526 S.)*

*Bd. 11, hg. Uwe Schweikert unter Mitarbeit von Gabriele Schweikert: Schriften 1834-1836. 1988 (1410 S.)*

*Bd. 12, hg. Uwe Schweikert: Schriften 1836-1852. 1986 (1442 S.)*

Die Ausgabe kann und will keine historisch-kritische sein. Die beste Tieckausgabe für lange Zeit ist sie gewiß. Kein Wunder – denn die Al-

ternative lautet wie vor 30 Jahren: die in der Mitte der 60-er Jahre erschienene vierbändige Werkausgabe von Marianne Thalmann oder die noch zu Tiecks Lebzeiten erschienenen Schriften (1828-54). Angesichts dieser desolaten Konkurrenz-Situation will der Rezensent allfällige Mäkeleien unterdrücken und nicht erwähnen, daß der erste Band das Frühwerk keineswegs vollständig bringt, daß alle Bände nicht die wirkungsmächtigen Erstdrucke, sondern die von Tieck für seine Gesamtausgabe mitunter ängstlich redigierten Drucke zugrundelegen, daß die orthographischen Gestaltungsregeln der einzelnen Herausgeber uneinheitlich sind, daß eine gewisse Tendenz zur Überkommentierung herrscht, die von interpretatorischer Diktierlust nicht immer zu unterscheiden ist, daß ... – aber der Rezensent wollte doch loben! Und er kann loben: daß endlich die Phantasmus-Ausgabe mit der so wichtigen Rahmenerzählung wieder zugänglich ist, daß der Herausgeber Manfred Frank an einem paradigmatischen Beispiel (*Runenberg*) alle Varianten zwischen Erstdruck der Novelle von 1797 und Erstdruck in der Phantasmus-Fassung (1812) verzeichnet hat, daß auch ferne Allusionen (etwa auf zeitgenössische Schauspielerinnen) dechiffriert wurden, daß die editorischen Entscheidungen ausgiebig begründet und nachvollziehbar ausgeführt wurden und daß – nicht zuletzt! – einige der interessantesten romantischen Primärtexte überhaupt in denn doch bemerkenswerter Verlässlichkeit vorliegen. Und so bliebe der Freude an

des Lesens Überfluß das letzte Wort, wenn, ja wenn diese Ausgabe nicht nach Auskunft des Verlages nach Erscheinen eines weiteren Bandes im Frühjahr 1995 „sistiert“ werden sollte. Daß es mit diesem

schönen Torso sein Bewenden haben soll, darf bei allem romantischen Verständnis für's Fragmentarische nicht wahr sein. Diese Ausgabe „sistieren“? Nein: sie „ist fortzusetzen“.